

Die Wahrheit über... Schneeweissen und Rosenrot

Autor(en): **Eggl, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die : Lesbenzeitschrift**

Band (Jahr): - **(1998)**

Heft 8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Wahrheit über Schneeweisschen und Rosenrot

Sie berollte einen schneeweissen Rollstuhl. Darum nannte sie sich auch Schneeweisschen. Schneeweisschen war, ehrlich gesagt, ein bisschen etepetete, aber sonst durchaus in Ordnung. Rosenrot war die robustere der beiden Schwestern. Sie umgab sich aber, was zu ihren kräftigen Hüften und den roten Wangen nicht so recht passen wollte, mit allen möglichen Utensilien in Rosa: Küchenmaschinen, Handys, Plastic-Bébés, Schmuck ... Alles rosa: hellrosa, dunkelrosa, pink. Da sie gehörlos war, hörte sie die abfälligen Bemerkungen der anderen, besonders Mutter und Schwester, nicht. Rosenrot nahm sich natürlich nicht die Mühe, von den Lippen zu lesen, wenn ihr irgend etwas nicht passte. In der Gebärdensprache hatte sie sich eine eigene Gebärde für Rosa erfunden, eine Gebärde, die niemand kannte. So wurde es manchmal etwas schwierig, sich mit Rosenrot zu verständigen.

Schneeweisschen und Rosenrot wohnten mit ihrer Mutter, einer armen Witwe, in einem kleinen Häuschen am Waldesrand. Sie lebten von der Fürsorge, wie Sie sich ja denken können. Einmal im Monat kam eine Dame vom Sozialamt, um Eichelkaffee zu trinken und rosa Kuchen zu essen.

Eines Abends, in einem besonders strengen Winter, klopfte es an die Tür. Rosenrot hörte das Klopfen nicht, und die Mutter war wegen der bitteren Kälte schon zu Bett gegangen. So musste sich Schneeweisschen wohl oder übel bequemen, zur Tür zu rollen, um diese zu öffnen. Als sie sah, wer draussen war, versuchte sie es mit einem kleinen Ohnmachtsanfall, aber eine tiefe Stimme brummte: «Mach kein Theater, blasses Liebchen!» Schneeweisschen wurde samt Rollstuhl beiseite geschoben, als eine riesige Bärin zur Tür herein spazierte, pfludipflädinass. Die Bärin kuschelte sich an die Zentralheizung und knurrte: «Ich muss mich etwas aufwärmen bei dieser Scheisskälte.» Um sich nicht noch einmal eine Blöße zu geben, schimpfte Schneeweisschen ein wenig, als sie die nassen Tatzen auf dem billigen Spannteppich bemerkte. Heimlich aber war sie fasziniert von der animalischen Ausstrahlung der Besucherin.

Den ganzen Winter hindurch besuchte die Bärin die drei Frauen in der kleinen Hütte, besonders wenn draussen übles Wetter herrschte. Bald blieb sie auch über Nacht und schlief mal bei Schneeweisschen oder Rosenrot, mal bei der Mutter. Nebenbei erwähnte sie, dass sie eigentlich eine Prinzessin sei. Eine böse Zwergin hätte sie in eine Bärin verwandelt.

Als der Frühling kam, stellte das Tier seine Besuche ein. Die drei Frauen waren sehr frustriert darüber, gestanden es sich aber nicht ein und hatten ohnehin kein Geld, um sich von einer Psychiaterin wieder aufbauen zu lassen. Statt in Therapie zu gehen, stritten sie häufig miteinander. Vor allem die arme Rosenrot musste daran glauben, aber sie «hörte» ja die Schimpftiraden nicht, wenn sie nicht wollte, und tröstete sich mit einem rosaroten Meerschweinchen.

Im darauffolgenden Sommer gingen Schneeweisschen und Rosenrot wieder einmal im Wald spazieren. Rosenrot schob den Rollstuhl, und Schneeweisschen zeigte, wo's langgehen sollte. Da hörte Schneeweisschen in der Nähe eines Waldweihers ein gewaltiges Geschimpfe durchs Schilf dringen, unterbrochen von Hilferufen. In der Gebärdensprache machte sie Rosenrot darauf aufmerksam und schickte sie der Unbekannten zu Hilfe. Als Rosenrot das Schilf auseinanderdrängte, zeigte sich ihr und Schneeweisschen ein seltsames Bild. Eine Zwergin sprang schimpfend und zeternd am Ufer hin und her. Es konnte sich nur noch um Minuten handeln, bis ein grosser Fisch sie am Zopf ins Wasser gezogen haben würde. Aus einem Sack, der offen am Boden lag, glitzerte und funkelte es vor lauter Gold und Edelsteinen. Also, liebe Damen, in Wahrheit handelte es sich natürlich um Banknoten. Rosenrot, in Erwartung einer saftigen Belohnung, sprang hinzu und schnitt mit ihrer Nagelschere den grauen Zopf der Zwergin durch, so dass der Fisch mit seinem Ende im Mund in die Fluten tauchte. Statt nun aber dankbar zu sein, die neue Frisur stand ihr nämlich besser, schimpfte die Zwergin, zeigte Rosenrot das Fick-dich-Zeichen, raffte den Sack mit dem Schatz zusammen und verschwand. Rosenrot blickte ihr bedauernd nach, da sie es vorzog, das Gezeter zu «überhören» und die anzügliche Geste als Einladung zu verstehen.

Ein paar Wochen später trug sich eine ähnliche Begebenheit zu. Diesmal hatte ein Adlerweibchen die Zwergin am Schlafittchen gepackt und liess erst von ihr ab, als Rosenrot mit dem Schweizer Sackmesser auf den grossen Vogel losging. Und wieder verschwand die Zwergin schimpfend, einen Sack mit Geld hinter sich her schleppend.

Nicht nur aller guten, sondern auch aller schlechten Dinge sind drei. Diesmal war es die uns schon bekannte Bärin, die die Zwergin zwischen den Pranken hielt. Sie holte eben

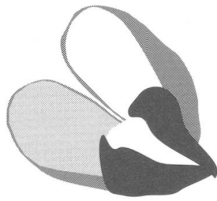
zum tödlichen Schlag aus, als Schneeweisschen und Rosenrot dazwischenrollten und -traten. Rosenrot, die unterdessen eine Närrin an dem giftigen Geschöpf gefressen hatte, warf sich auf die Zwergin und riss sie in ihre Arme. Und Schneeweisschen rief erfreut: «Hallo, Bärchen, wo hast du denn so lange gesteckt?»

«Lass mich dieses Ungeziefer totschiessen», brummte die Bärin. «Diese Zwergin hat mich in eine Bärin verwandelt, wie sie es auch mit allen anderen Exgeliebten getan hat, nachdem sie uns unsere Ersparnisse geklaut hatte.»

Rosenrot gestikuliert heftig, und alle verstanden, dass sie die Zwergin für sich beanspruchte. Denn, sehen Sie, meine Damen, im Gegensatz zum Märchen endet die Geschichte in Wahrheit viel weniger brutal. Im Märchen wurde ja aus der Bärin ein Bär, der sich durch den Tod eines Zwerges in einen Prinzen verwandelte und Schneeweisschen heiratete. Für Rosenrot wurde schnell ein Bruder des Prinzen erfunden ... Unsinn, Unsinn! Die Wahrheit ist märchenhafter. Nachdem sich alle ein bisschen beruhigt hatten, begaben sich Schneeweisschen und die Bärin sowie Rosenrot und die Zwergin zum Häuschen der Mutter und forderten diese auf, den Wodka-Vorrat herauszurücken. Sie tranken die ganze Nacht und lagen sich im Morgengrauen alle in den Armen.

Ursula Egli

Geschrieben für die Veranstaltung «*Rolling Sisters frech, freakig und frei*», Berlin 1997.



miesmuschel

Seit letzten Oktober erhalten jeden Donnerstag Männer Einlass in die Venus-Bar. Laut Handzettel geschieht dies auf Wunsch vieler Frauen. Die Männer sollen «schwule Freunde» sein, die frau mitbringt. Gleichzeitig lief das Gerücht, dass die Venus-Bar mangels Besucherinnen vielleicht verkauft werden müsse. Also Öffnung für Männer zur finanziellen Sanierung? Schliesslich verdienen Männer nach wie vor besser als Frauen und konsumieren folglich auch mehr. Im Februar kam dann die Entwarnung – die Venus bleibt bestehen, weil sie wieder besser besucht wird, es braucht aber weiterhin Besucherinnen (und Besucher?), um das Projekt langfristig zu halten. Haben also die Männer die Venus-Bar gerettet?

Was auch immer der Grund für die Öffnung der Venus für Männer war – ich verstehe es nicht. Da gibt es endlich, endlich auf dem Platz Zürich eine Frau-

enbar, einen exklusiven FrauenLesbenraum, wo lesbe täglich die Möglichkeit hat, sich fern vom heterosexistischen Alltag mit Frauen zu treffen, zu schwatzen, etwas zu trinken – und kaum existiert dieser Raum ein Jahr, muss er für Männer geöffnet werden. Als gäbe es nicht genug Orte, nämlich fast alle anderen, die Männerorte sind. Als wäre nicht genau das das Spezielle an der Venus-Bar, dass sie eben ganz klar Frauenraum ist. Nicht eine wöchentliche Nische im Gemischten, wie z. B. die Xenia-Bar, wo frau jedesmal den ganzen Abend um ihren Raum kämpfen muss, sondern fraglos und immer FrauenLesbenraum. Dieser wird einfach so aufgegeben, sei es aus finanziellen Überlegungen oder auf Wunsch von Besucherinnen. Hat lesbe denn wirklich keine anderen Ideen, als Männer zu holen? Es gäbe doch verschiedenste Möglichkeiten, die Venus (für Frauen!) attraktiver zu machen. Von der Veränderung des Interieurs samt Auswechseln des noch vom letzten Etablissement stammenden Geschirrs bis zum Anbieten von speziellen oder wechselnden Drinks und Snacks. Machen die männerwünschenden Besucherinnen wirklich einen derart grossen Teil des Publikums aus, dass es sich die Wirtinnen nicht leisten können, auf der Idee des Projekts zu bestehen? Und was heisst das überhaupt, die schwulen Freunde mitbringen? Welche kontrolliert das wie und setzt es durch? Was ist mit den Lesben, die nicht mehr in die Venus kommen, weil sie kein Frauenraum mehr ist? Ich frage mich, ob ich tatsächlich dermassen in der Minderheit bin, ob ein exklusiver Frauenraum wirklich kein Bedürfnis mehr ist. Aber wieso finden dann viele Lesben eine Frauenbar toll?

Jedenfalls ist es schade, dass frau so schnell wieder aufgibt, statt den Versuch zu wagen, etwas Eigenständiges zu entwickeln, das FrauenLesben anziehen könnte.

Katja Schurter